



ROMAN

Véronique
Olmi Die
Ungeduldigen

a

aufbau



ROMAN

Véronique
Olmi Die
Ungeduldigen



aufbau

Über das Buch

Pressestimmen zu Véronique Olmi:

„Beim Lesen sieht man Bilder wie aus Truffaut-Filmen vor sich.“ *NDR Kultur, Annemarie Stoltenberg*

„Véronique Olmi kennt unsere Wünsche und Hemmnisse, unsere Emotionen und Schwächen.“ *Armgard Seegers, Hamburger Abendblatt*

„Véronique Olmi schreibt mit einer wahnsinnigen Leichtigkeit – einfach nur großartig.“ *Jan Drees, WDR 1 Live*

„Bestechend ist – wie so oft bei Olmi – die Sprache, die auch in der Übersetzung poetisch und suggestiv wirkt.“ *Franziska Wolffheim, Spiegel Online*

„Mit ihrem geschliffenen, treffgenauen Stil greift Véronique Olmi dem Leser ans Herz.“ *Madame Figaro*

„In leichtem Ton und wie nebenbei stellt Véronique Olmi die Fragen einer ganzen Generation.“ *Femina*

Über Véronique Olmi

Véronique Olmi wurde 1962 in Nizza geboren und lebt mit ihren zwei Kindern in Paris. In Frankreich wurde die ausgebildete Schauspielerin für ihre Arbeit als Dramatikerin mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Ihre Theaterstücke wurden in viele Sprachen übersetzt und werden in Deutschland, Österreich und der Schweiz aufgeführt. Ihre Romane stehen seit Jahren weltweit auf den Bestsellerlisten und werden von der Presse hochgelobt.

Claudia Steinitz wurde 1961 in Berlin geboren, studierte Romanistik und übersetzt seit 30 Jahren französischsprachige Literatur u.a. von Yannick Haenel, Véronique Olmi, Albertine Sarrazin, Virginie Despentes und Lyonel Trouillot. Für ihre Arbeit wurde sie bereits mehrfach ausgezeichnet.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Véronique Olmi

Die Ungeduldigen

Roman

Aus dem Französischen von Claudia Steinitz

 aufbau digital

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Widmung

I: Alle zusammen waren sie wer

II: Sehnsucht nach etwas anderem

III: Ein Tross von Schweigen

IV: Ehrliche Lügen

V: Eine sonderbare Kraft

VI: Der ursprüngliche Rhythmus

VII: Das Versprechen

Anmerkungen

Danksagung

Erläuterungen

Impressum

Wer von diesem Roman begeistert ist, liest auch ...

Für Bonnie

*Come gather 'round, people
Wherever you roam
And admit that the waters
Around you have grown
And accept it that soon
You'll be drenched to the bone
If your time to you is worth savin'
And you better start swimmin'
Or you'll sink like a stone
For the times they are a-changin'*
BOB DYLAN ~ THE TIMES THEY ARE A CHANGING

*Kommt her, ihr Leute, wo immer ihr seid.
Gebt zu, dass das Wasser höher steigt.
Gesteht, eure Knochen sind durchgeweicht.
Wollt ihr wirklich noch was retten?
Dann fangt an zu schwimmen oder sinkt wie ein Stein,
Denn es kommen andere Zeiten.*
ENGERLING ~ ES KOMMEN ANDERE ZEITEN
(TEXT: WOLFRAM BODAG)

Alle zusammen waren sie wer

Hélène kam aus einer anderen Welt. Sie kam mit ihrem Koffer, ihrem neuen roten Regenmantel und dem passenden Regenhut nach Hause. Sie war anders und sie fiel auf. Hélène liebte diesen Regenmantel, das Knistern des gestärkten Stoffes, wenn sie sich hinsetzte, den etwas scharfen und chemischen Geruch, das leuchtende Rot. Er schützte sie vor dem Regen, wenn sie in Neuilly bei ihrem Onkel wohnte, und vor dem Mistral, wenn sie wieder in Aix-en-Provence bei ihrer Familie war. Es war das Ende des Sommers 1970, seit mehr als acht Jahren flog sie hin und her, Luxus in Neuilly, Einfachheit in Aix, sie nahm es hin, ohne Fragen zu stellen. Sie passte sich an. Sie war elf Jahre alt.

An Wochentagen war die Empfangshalle des Flughafens Marseille-Marignane menschenleer. Ihr Vater holte sie ab, er, der selbst nie geflogen war, erwartete Hélène voller Sorge, sah sie von weitem in ihrem roten Regenmantel, oft das einzige Kind zwischen all den heranströmenden Erwachsenen, die meisten von ihnen Geschäftsleute. Sie hatte ein Schild mit ihrem Namen um den Hals, »Hélène Malivieri«, musste aber nicht mehr wie früher an der Hand

von Stewardessen gehen, die alle aussahen wie Françoise Dorléac und mit strahlendem Gesicht und prickelnder Sinnlichkeit auf ihren Vater zukamen. Er zeigte ihnen seinen Ausweis, den er schon bereithielt, und umarmte seine Tochter zurückhaltend. Er träumte davon, sie an sich zu drücken. Er tat es nicht. Sie kam aus einer Welt, von der er sich ausgeschlossen fühlte, und in der riesigen Halle mit all den Plakaten, auf denen begeisterte Paare für Parfums und Länder warben, die ihn nicht reizten, versagte er sich jedes Zeichen von Zärtlichkeit. Er war unruhig, etwas verlegen. Würde man seine Tochter an diesem für unbekümmerte Menschen geschaffenen Ort wirklich ihm übergeben, ihm und keinem anderen? Er hatte sich aufgeregt, als die Stewardess einmal nicht nach seinen Papieren fragte, nach dem Ausweis, der bewies, dass er der Vater war.

»Würden Sie meine Tochter etwa jedem Dahergelaufenen mitgeben?«

»Monsieur, sie ist Ihnen doch um den Hals gefallen!«

»Na und?«

Es war einer der höchst seltenen Momente, in denen Hélène ihren Vater mit einer Frau schimpfen sah, aber war es verwunderlich, dass er seine Anspannung an der Stewardess ausließ, die ihm Hélène übergab und in einer Minute Wochen der Trennung auslöschte? Den Onkel und den Vater, die beiden Männer, bei denen Hélène

abwechselnd lebte, verband einzig und allein, dass sie eine Richert-Tochter geheiratet hatten. Hélènes Vater Bruno, Grundschullehrer an einer katholischen Privatschule, war der Jüngste einer Familie mit zwei Töchtern und fünf Söhnen, die wie er jeden Monat einen Teil ihres Einkommens darauf verwendeten, die gigantischen Schulden ihres Vaters François Malivieri abzutragen, der nach dem Krieg Klappwohnwagen erfunden und vertrieben hatte, die sich leider nicht aufklappen ließen. Ihr Onkel David importierte Fotoapparate einer großen Marke aus Japan, sein Vater war der Schweizer Bankier Franz Tavel. Der Sohn aus guter Familie mit rasanter Karriere und zwei Söhnen liebte Hélène wie die Tochter, die er gern gehabt hätte, und seitdem sie drei Jahre alt war und allein fliegen durfte, bestand er darauf, sie in allen kurzen Ferien und drei Monate im Sommer bei sich zu haben, manchmal noch länger, wenn er beschloss, dass sie ihm zu sehr fehlte, und er sie die letzten Schultage verpassen ließ, »die sowieso nichts bringen«. Jeden Monat schickte er einen Scheck, eine finanzielle Unterstützung, die Bruno mit schmerzhafter Demut annahm und von der er einen Teil an seinen ruinierten Vater weiterleitete.

Auf der Rückfahrt in seinem Simca 1000 fragte Bruno Hélène nicht, wie es *dort* gewesen war. Sie kam zurück von den Reichen, er lebte in La Petite Chartreuse, einer

Siedlung am Rand des Stadtzentrums, und obwohl es der Familie an nichts fehlte, fühlte es sich an, als verzichteten sie auf alles. In ihrer Wohnung war das Leben einfach, fast karg, die bilderlosen Wände rochen nach Tapetenleim, und es gab so wenig Möbel, dass die Stimmen hallten, als wären sie gerade eingezogen oder bereiteten sich auf den Auszug vor.

Hélène hielt ihren roten Hut auf den Knien und schaute auf die Landschaft vor dem Fenster, die sie vermisst hatte, auf die nackten Kiefern unter dem verzehrend blauen Himmel. Sie legte diese Landschaft über die andere, die sie gerade verlassen hatte, nun würde sie wieder ihren Platz in der Töchterreihe einnehmen, zwischen Sabine, der Ältesten, und Mariette, der Jüngsten, den Mittelplatz, der ihr Halt gab, als läge sie zwischen ihren Schwestern in einem schmalen Bett, geschützt von dieser Enge.

Als Hélène angekommen war, machte Sabine ihren Koffer auf. Kaum hatte sie ihn in ihrem gemeinsamen Zimmer abgestellt, betrachtete und berührte sie, was die kleine Schwester mitgebracht hatte: neue Kleidungsstücke, die niemand vor ihr angehabt hatte, gekauft und ausgewählt, damit sie ihr passten, und nicht, damit sie jahrelang von einer Töcherschar abgetragen wurden. Die Kleidersäume waren unsichtbar, nicht immer wieder angepasst, die Ärmel weder zu kurz noch auf die Schnelle umgekrempelt, und als

Sabine die neuen Sachen auseinanderfaltete, verstand sie den Ausdruck: *Das sitzt wie angegossen*. Ordentlich zusammengelegt, der Kragen zugeknöpft und die Ärmel nach hinten geschlagen, das kleine Revers sorgsam geglättet, glichen sie braven Tieren, die darauf warteten, dass man sie herausließ, um im hellen Licht zu leben.

»Das ist aber schön ... Zieht man das jeden Tag an?«

»Ja, sicher.«

»Gehst du damit in die Stadt?«

»In die Stadt?«

»Nach Paris, meine ich.«

»Ja. Nach Paris, nach Neuilly, auch in die Normandie.«

»Reitest du mit diesen Sachen?«

»Ich reite in Hosen, neue Hosen hat sie mir nicht gekauft.«

»Darf ich das Kleid anprobieren?«

Sabine zog das Kleid an, das ihr zu klein war, drehte sich mit winzigen Schritten und betrachtete sich im Schrankspiegel, lächelte, als würde das Kleid *wie angegossen sitzen*, würdigte die Festigkeit des neuen Stoffes und die Farben, so rein wie ein Sommermorgen. Die Vierzehnjährige hatte eine üppige Figur, einen festen Körper und ein Gesicht, das zu viel Charakter hatte, um ihr zu gefallen. Sie bewunderte Audrey Hepburn für ihre zarte Gestalt und ihre lebendige, selbstbewusste Persönlichkeit. Sie beneidete die Mädchen, deren Erscheinung zur Natur

passte, denen alles stand, nicht nur die Kleider, sondern auch das Dasein, ein ausgewähltes, mit Anmut getragenes Leben. Hélène betrachtete Sabine und sorgte sich, die Nähte könnten platzen, aber sie sagte nichts. Sie hatte ihr so gefehlt, dass sie in den Galeries Lafayette geweint hatte, als sie sah, wie zwei Schwestern lachend ein Paar Handschuhe anprobierten. Ihre Fröhlichkeit hatte Hélène ganz trübsinnig gemacht, und sie hatte plötzlich die Bedeutungslosigkeit gefühlt, die von der Einsamkeit kommt. Ihre Tante Michelle nahm sie oft mit in die Warenhäuser, endlose Tage in diesen riesigen Schatzkästchen voll Licht, Treppen und künstlicher Düfte. Die hinter ihren Auslagen wartenden Verkäuferinnen glichen mit ihren übertrieben geschminkten Augen in strahlender Höflichkeit erstarrten Schaufensterpuppen, und als Hélène einmal so eine Puppe nackt und zerlegt auf der Erde liegen sah, hatte sie sich gefragt, ob die Verkäuferinnen noch im Sturz ihren begeisterten und lebenswürdigen Blick bewahren würden.

Als sich Sabine auf ihr Bett legte, platzte die Naht unter ihrem Arm.

»Als du nicht da warst, war Mariette wieder krank, Mama hat die ganze Zeit geweint.«

»Glaubst du, es wird schlimmer?«

»Mit der Kleinen oder mit Mama?«

»Das Kleid ist nicht deine Größe ...«

»Natürlich nicht. Glaubst du, ich kann irgendwann mitkommen?«

»Wohin?«

»Nach Paris.«

»Das wäre schön. Geht es der Kleinen immer nachts schlecht?«

»Ja, immer, wenn die Eltern schlafen, zum Glück ist sie bei ihnen im Zimmer, Mama hört sie sofort. Mariette hustet und erstickt fast, dann kriege ich Schiss, aber ich traue mich nicht aufzustehen und nachzusehen.«

»Jetzt bin ich da.«

»Ja, du bist da. Bald fängt die Schule an.«

Die Ferienzeit gehörte den Tavel, die Schulzeit den Malivieris. Neuilly war der Ort für die Freizeit und die Langeweile – das Zimmer ohne ihre Schwester, die Tage in den Kaufhäusern, das Verbot, bei Tisch zu sprechen, und die vielen Erwachsenen, Onkel und Tante, deren Freunde und ihre Söhne, zwei Teenager, die kaum noch zu Hause waren. Die Kleider passten Hélène zwar, aber die Welt, die sie umgab, war ihr fremd. Also ging sie raus, besuchte Nachbarn, obwohl sie sie nicht besonders mochte, und schloss Freundschaften, vergänglich wie eine Kinderliebe. Als sie klein war, hatte sie viel Zeit mit dem damaligen Dienstmädchen Dolorès verbracht, dessen Kinder in Spanien geblieben waren. Dolorès trug immer Schwarz und

brachte Hélène in ihrem fensterlosen Zimmer das Stricken bei. Sie nahm sie auch mit, wenn sie die Abendeinkäufe erledigte, ein kurzer Besuch beim Lebensmittelhändler oder Bäcker, und hielt ihre Hand mit unangreifbarer Autorität. Dolorès war fortgegangen, und Hélène war größer geworden, man überließ sie nicht mehr dem Personal. Von Anfang an hatte sie bei den Tavel einen Freund voller Zutrauen, der nichts verlangte und alles verstand. Caprice war ein Kurzhaardackel, der sie grenzenlos verehrte. Man musste nur den Namen Hélène aussprechen, damit er zu kläffen begann und vor hysterischer Freude zitterte und jaulte. Hélène liebte es, wenn man ihr von seiner Sehnsucht nach ihr und seiner treuen Anhänglichkeit erzählte. Früher hatte sie oft in seiner Hundesprache mit ihm geredet, seine Ohren hochgeklappt, ganz leise gebellt und die Töne moduliert, damit er den Sinn erfasste, und es kam ihr so vor, als wäre er umso aufmerksamer, weil er nichts verstand. Sie bellte schlecht, und schließlich bellte sie gar nicht mehr, sondern erzählte ihm in der Menschengsprache von ihrer Traurigkeit, wenn sie genug davon hatte, unter all den Erwachsenen zu sein, oder wenn sie einen Brief von ihrer Familie bekam, die auf dem Zeltplatz von Ramatuelle Ferien machte, in dem alle so groß wie möglich schrieben, um die Seite mit konventionellen Worten zu füllen und von Freuden zu erzählen, die sie nicht teilte. Wenn die Ferien

vorbei waren, verließ sie Caprice. Sie verabschiedeten sich schon tagelang vor der Abreise. Und verbrachten ihr Leben damit, einander zu verlassen.

Sie begrüßte die Ihren mit etwas gezwungener Freude, erlebte das Wiedersehen mit der Angst, nicht im Einklang mit ihnen zu sein. Sie musste sich schnell und ohne sichtbare Anstrengung anpassen, als wäre sie nur kurz aus dem Haus gegangen und gleich wiedergekommen. Sie konnte Tante und Mutter einfach nicht zusammenbringen, konnte sich die beiden Frauen, die in allem verschieden waren, nicht mit demselben Namen und in derselben Familie vorstellen. Michelle, die Älteste von sieben Kindern, hatte studieren und einen Abschluss als Bibliothekarin machen dürfen. (Der älteste Sohn hatte Medizin studiert.) Nachdem ihre Eltern eine Tochter und vor allem einen Sohn bekommen hatten, fanden sie wohl, das Wichtigste sei vollbracht, sie seien würdig vertreten, und die folgenden Kinder wuchsen auf, so gut sie konnten, in Schatten und Mühsal. Agnès war die Jüngste, sie hatte nichts gelernt und mit achtzehn Jahren einen Mann geheiratet, der mit dem Beruf eines Grundschullehrers die stolze Position des Familienoberhaupts auf die eines Mannes ohne Ehrgeiz reduzierte. Als Michelle David Tavel heiratete, lernte sie die Codes der Großbourgeoisie, das Paar siezte sich, wie auch die Söhne ihre Eltern siezten.

Man ließ sich bei Tisch bedienen und hielt sich gerade, man war höflich zu den Dienstmädchen, machte sich aber auch über sie lustig, und wenn sie es übelnahmen, fand man, es fehle ihnen an Humor. Bei Bruno und Agnès aßen sie in der Küche mit Resopalmöbeln und Wachstuch, wenn keine Gäste da waren, und nach dem Essen spülten sie abwechselnd das Geschirr. Agnès blieb die meiste Zeit stehen, sie sagte, das sei praktisch und es mache ihr Freude, zuzusehen, wie die Familie aß, was sie gekocht hatte. Der Geldmangel gefährdete die Beziehungen, als könnte alles von einem Tag auf den anderen verschwinden, und weil die Eltern sich immer einschränkten und achtgaben, glichen sie zwei Kindern am Straßenrand, die sich nie hinüberwagen. *Man kann es nicht weit bringen.* Hélène war immer mit einem Fuß woanders, und wenn Agnès ihre Kinder vorstellte, sagte sie mit lächelnder Selbstverständlichkeit: »Sabine, meine Älteste, Mariette, die Kleine, und die Tochter Tavel.« Und man antwortete: »Ach ja, die Pariserin!«

Am Tag von Hélènes Ankunft war das Abendessen immer etwas Besonderes, sie nahm ihren Platz am Tisch ein, es war ziemlich eng in der Küche, aber die Familie war endlich wieder vollständig, und Bruno blickte mit gerührter Zufriedenheit auf seine Töchter.

»Beim nächsten Mal möchte ich mit Hélène nach Paris«, sagte Sabine.

Agnès, die dabei war, die Artischocken aufzutun, erstarrte mitten in der Bewegung über dem Schnellkochtopf, und der Dampf verbrannte ihr den Arm. Sie fluchte leise. Bruno fragte:

»Warum?«

»Sie langweilt sich allein. Stimmt's, Hélène, du langweilst dich?«

»Dich hat Tavel nicht bestellt.«

Agnès sagte es mit einer Spur Boshaftigkeit, die nicht zu ihr passte. Sie war eine liebevolle Mutter, die all ihre Kraft daransetzte, ihrer Familie Halt zu geben, sie hatte sich in diese Aufgabe gestürzt, als müsste sie irgendwem ihre Kompetenz beweisen.

»Ich träume davon, nach Paris zu fahren, Mama, das weißt du doch!«

»Was ist denn so interessant an Paris? Reicht es dir nicht, *Au théâtre ce soir* zu sehen?«

Nein, *Au théâtre ce soir* zu sehen reichte nicht, obwohl die Lust auf Paris auch daher kam. Sabine hatte auf dem SchwarzWeiß-Bildschirm Stücke von Molière mit derselben Faszination gesehen wie die von André Roussin, mehr als zwanzig im Jahr; an diesen Abenden war die ganze Familie pünktlich und alle dämpften die Stimme. Die Sehnsucht nach der Stadt, die Sabine schon von ein paar Familientreffen kannte, war die Sehnsucht nach einem anderen Leben, die Chance auf Veränderung, sie hätte

nicht genau zu sagen gewusst, auf welche, aber vielleicht war es möglich, dass etwas Ungewöhnliches geschah und dass sie imstande sein würde, es zu erleben.

»Nicht zu Allerheiligen, die Herbstferien sind zu kurz. Und ganz bestimmt nicht Weihnachten ... Ostern vielleicht ... Das sehen wir später ...«

Nach Paris. Agnès verstand sie. Sie dachte an ihre Träume, an das, was sie hatte lernen wollen und nicht gelernt hatte, an die Länder, die sie hatte entdecken wollen und in denen sie nie gewesen war, weil ein Mädchen seine Unschuld nicht in der gefährlichen Männerwelt riskiert und weil die Jüngste einer katholischen Familie einen guten Mann sucht, dem sie gesunde Kinder macht, dann kommt das Glück von selbst. Sie hatte kein Abitur, sie hatte einfach geträumt, etwas zu sein. Ballerina. Übersetzerin. Kinderärztin.

»Ich spreche mit Michelle.«

Sie sagte es, ohne Bruno anzusehen, die Augen auf das Spülbecken gerichtet, in dem sie die Töpfe zu putzen begann. Er zündete sich eine Zigarette an und sagte zu Sabine:

»Wenn du mit Hélène nach Paris fährst, nutze ich die Gelegenheit, um euer Zimmer zu tapezieren.«

Hélène wusste, dass *sie* sehr wohl in den »zu kurzen« Herbstferien nach Paris fliegen würde, und den Weihnachtsabend verbrachte sie zwar bei ihren Eltern,

aber am Tag darauf ging es wie immer zum Flughafen und dann zu dem ungeduldigen Hund hinter der Autoscheibe und ihren Geschenken unter dem anderen Tannenbaum, die sie allein auspackte, weil der Weihnachtsabend vorbei war. Aber Ostern würde Sabine vielleicht mitkommen ... würden sie zusammen fliegen? Dann könnte sie ihr den Unterschied zwischen einer Boeing und einer Caravelle erklären. Würden sie in Neuilly in der großen Wanne baden, die Maria bis zum Rand volllaufen ließ, während man in La Petite Chartreuse für drei Kinder »zwei Zentimeter Wasser« in die Duschschüssel goss? Sie würde Sabine etwas ganz Verrücktes zeigen: Wenn man sich in einer vollen Badewanne ausstreckt, steigen die Beine von selbst nach oben. Sie würde sie auch vor zwei, drei Sachen warnen: Wenn du nicht kerzengerade am Tisch sitzt, bohrt dir Michelle ihren Fingernagel in die Wirbelsäule, das tut nicht weh, aber es ist unangenehm. Sie würde ihr auch sagen, dass sie den Käse nicht auf das Brot legen soll (»Machst du dir ein Sandwich?«), sie würde ihr beibringen, einen Pfirsich mit Messer und Gabel zu schälen, nie ihren Salat zu schneiden, nicht Reitsport »machen«, sondern »treiben« zu sagen und nicht einfach »essen«, sondern »zu Mittag« oder »zu Abend essen«. Aber vor allem würde sie ihr Baloo vorstellen, ihre Shetlandponystute, die komischerweise einen männlichen Namen trug und keine Fohlen bekam, sondern immer wieder

Scheinschwangerschaften hatte. Bei der Gelegenheit würde sie Sabine fragen, ob sie wisse, was das ist.

Jeden Abend träumte Sabine von Paris. Sie hatte es eilig, ins Bett zu kommen, um die aufregende Geschichte weiterzuspinnen, die sie sich erzählte, eine Geschichte wie ein Fortsetzungsroman, der sie mitriss und über dem sie irgendwann einschlief. Sie war Erzählerin und einzige Heldin, und was sie für sich selbst erfand, rührte sie manchmal zu Tränen. Sie machte Bekanntschaften, überwand Gefahren, erregte und faszinierte erfundene Gestalten, Statisten am Rande ihres berausenden Lebens. Alles spielte sich in Paris ab und an zwei von drei Abenden im Theater. Sie hatte sich immer gefragt, wohin die Zuschauer des Théâtre Marigny gingen, wenn der Vorhang gefallen war und sie nach den Schauspielern jedes Mal auch dem Bühnenbildner Roger Hart und dem Kostümbildner Donald Cardwell applaudiert hatten. Man sah sie aufstehen und in einem unverständlichen Stimmengewirr nach ihren Mänteln greifen. Sabine wollte ihnen folgen. Wissen, wie sie heimkehrten, durch Paris bei Nacht. An manchen Abenden folgte sie ihnen nicht auf die Boulevards, in die Restaurants, an diesen Abenden durfte sie auf der Bühne des Théâtre Marigny vorsprechen, die unvermeidlichen Szenen des bürgerlichen Theaters, in denen man sich gutgelaunt Hörner aufsetzt und nur auftritt

oder abgeht, um Verwirrung zu stiften. Sie wurde ausgewählt. Sie spielte in Paris, dann ging sie mit der Truppe auf Tournee, das war so aufregend, manchmal auch abenteuerlich, ganz anders als jedes andere Leben, ein Künstlerleben mit Erfolgen, Liebschaften und harterkämpften Siegen. Warum nicht? Alles war möglich. Sie wusste, dass sie nicht ewig in ihrem Zimmer in La Petite Chartreuse sitzen würde, wo Mariettes nächtlicher Husten an den Wänden hallte, wo sie die Grausamkeit der Welt erfuhr, wenn die Nachbarn mit dem Besen klopfen, und sie sich vornahm, das alles nie zu vergessen. Wie sie sich an ihre Mutter erinnern würde, die die Kleine nächtelang im Arm hielt, während sie im Badezimmer stand und warmes Wasser aus dem Hahn laufen ließ, weil der Dampf dem Töchterchen beim Atmen half, und am nächsten Morgen war der Boiler leer.

Sabine war gerade in die achte Klasse gekommen, und sie hatte beschlossen, Zeit zu sparen, indem sie dachte und handelte, als wäre die Kindheit schon vorbei. Sie musste Familie und Schule hinter sich lassen, sich auf das Leben vorbereiten, das sie erwartete. Sie bemühte sich, selbstbewusst aufzutreten, die Welt zu beobachten und persönliche Ideen zu verteidigen, aber sie fand niemanden, um sie zu teilen. Ihre Freundinnen sorgten sich wegen ihrer ersten Regel, machten Abstecher zum Supermarkt

und tauschten sich über die Sonntagabendfilme oder die Feten am Donnerstagnachmittag aus. Ein Leben aus unvermeidlichen Ärgernissen und Vertraulichkeiten, für die ihnen die Worte fehlten, weshalb sie die der Erwachsenen borgten, endgültige Worte, die sie beruhigten. Manchmal kaufte Sabine die Zeitung, *Le Nouvel Observateur* oder *Le Monde*, in der sie schüchtern blätterte, niedergedrückt von dem Gedanken, dass sie sie eigentlich ganz durchlesen müsste, was sie nie schaffte. Sie hatte sich in der Stadtbücherei angemeldet und entdeckte Welten, die sie nicht immer verstand, aber sie mischte ihr Leben mit dem der Romanhelden, und so gewann es durch die Lektüre an Weite, die Schicksale waren so unermesslich wie entfaltete Flügel, die im Wind schlugen, als verdiente jedes Leben Applaus.

Da sie sich immer später und anderswo sah, lebte sie in einer vervielfachten Zeit, führte ein Dasein in mehreren Dimensionen mit Fluchtlinien und Erweiterungen. Den Kreuzgang des Collège des Prêcheurs, die Treppen aus grauem Stein, die zu den Klassenräumen führten, und den Pausenhof mit den widerlichen Toiletten bemerkte sie gar nicht mehr. Ebenso wenig wie den Matheunterricht mit Mademoiselle Beyer, die ihre Kreide zerrieb und ständig wiederholte: »Ihr denkt bestimmt, ich erzähle immer dasselbe«, und die tatsächlich immer dasselbe erzählte ... aber was? Sabine verstand kein Wort, es war wirr und

völlig überflüssig. Die Musiklehrerin, Mademoiselle Chef, die die neuen Schülerinnen terrorisierte, den zitternden Ton, der aus ihren Plastikflöten quoll, und die Befriedigung, als die Mädchen begriffen, dass Mademoiselle Chef nur eine dumme, ihrer gemeinsamen Macht ausgelieferte Hexe war. Die Englischlehrerin, bei deren Hereinkommen die Schülerinnen aufstanden, um im Chor *Good morning, Miss Thomas!* zu rufen. Dann setzten sie sich wieder und ließen die Stühle knarren, bevor eine Stunde resignierten Stotterns begann. All die Monate und Jahre unter Mädchen, nicht einmal ein Lehrer, ein Aufseher, ein einziges männliches Element, die Mädchen in einer Schule, die Jungen in einer anderen, wie unverträgliche Tiere. Seit Mai 68 schrieb die Schulleiterin im Aufsichtszimmer wenigstens nicht mehr jeden Montag die Namen der Schülerinnen an die Tafel, die sie am Wochenende in Begleitung eines Jungen gesehen hatte und die dank ihrer Namensschilder an den Blusen auf dem Schulhof leicht zu identifizieren waren. Manche hatten sich versteckt, andere waren zusammengebrochen. Es hatte nur wenige gegeben, die es wagten, Schmach und Neugier die Stirn zu bieten. Seit kurzem hatten sie das Recht, Klassendelegierte zu wählen. Ein wenig den Kopf zu heben. Aber weiter mit gesenktem Blick. Die Welt blieb engstirnig, verkalkt von Ignoranz. Welchen Sinn hatte das? Wo war die Freude? Und vor allem: Welchen Raum hatten sie, um zu leben und

sich am Leben zu begeistern? Die Kleineren kamen verängstigt aus der Grundschule und suchten den Schutz einer älteren Schwester. Wenn sie das Collège vier Jahre später verließen, wunderten sie sich, dass sie das alles ernst genommen und in dieser feindlichen und altmodischen Welt so sehr gelitten hatten.

~

Bruno hatte beim Fahren den linken Ellbogen im offenen Fenster, der Geruch von geschnittenem Gras mischte sich mit dem des Simca, der staubigen Decke auf den Sitzen und der dunklen Gauloise, die er langsam rauchte. Er kam von der Kooperative in Aiguilles zurück, wo er den Wein in Kanistern kaufte, den er dann selbst in Flaschen abfüllte, und er hatte noch den Geruch vom billigen Gesöff der Kooperative, feuchten Brettern, Korken und Stroh in der Nase, gegen den die Weinreben und Pinien ringsum nicht ankamen. Der Himmel verdüsterte sich, Insekten zerplatzten an der Windschutzscheibe, der Abend stieg auf wie tiefer Nebel, und plötzlich wurde er traurig, als hätte er die Traurigkeit vor sich verborgen und sie würde überraschend hervorbrechen. Also summte er ein ziemlich albernes Liedchen, *Les Trois Cloches*, das seine Töchter liebten, doch es war komisch, das Lied ohne sie zu singen, es fühlte sich an, wie eine Geschichte ins Leere zu

erzählen. Er fragte sich, ob er Sabine daran hindern durfte, Hélène nach Paris zu begleiten. Was zog sie dorthin? Die Stadt oder Tavel? Er hatte keine Lust, ihr Zimmer zu tapezieren, er taugte nicht zum Tapezierer, zum Handwerker überhaupt, was Agnès als persönliche Beleidigung auffasste. Sie hatte keinen Bastler-Ehemann. Nein. Er war kein Bastler-Ehemann. Und er machte nur Töchter. Irgendetwas fehlte ihm, sein männlicher Anteil schwächelte, konnte sich offenbar nicht durchsetzen. Drei Töchter und kein *Kind*, sagte sein Vater, der ihn fragte, was aus dem Namen *Malivieri* werden solle, wenn er nicht mehr da wäre. Heuchlerische Schikane, denn Brunos Brüder hatten Jungen, hatten *Kinder*. Sein Vater vergaß oder tat, als vergäße er, dass es da noch etwas gegeben hatte. Etwas, das Bruno aus seinen Gedanken verjagte, sobald es auftauchte.

Er sah sie von weitem. Zuckte zusammen, als wäre sie gegen seine Windschutzscheibe geknallt, ein unerwartetes, brutales Bild. Unwillkürlich dachte er an seine Töchter, wie er bei jeder Gefahr an sie dachte. Er hielt auf dem Randstreifen, die Straße war schmal und unbeleuchtet. Er schaltete die Warnblinkanlage ein und rannte zu dem Mädchen. Sie lag auf der Erde neben ihrem Fahrrad, sie war bei Bewusstsein und antwortete, als er sie nach ihrem Namen fragte, Rose, sie sagte, ihr Bein tue weh und die

Schulter, sie könne sie nicht mehr bewegen, und sie brach in Tränen aus. Er sagte, er werde nachsehen, ob sie blute, sie drehte den Kopf zur Seite, ihr war kalt, ihre Zähne klapperten und sie biss sich auf die Innenseite der Wangen. Anscheinend blutete sie nicht. Bruno wusste, dass man einen Verletzten in die stabile Seitenlage bringen muss, trotzdem nahm er Rose wie ein Baby auf den Arm, entzog sie der Kälte, die mit der Dunkelheit kam. Er legte sie vor das Auto und verstaute das Fahrrad im Kofferraum. Der Körper der Kleinen zuckte wie ein halbbetäubtes Tier, und sie übergab sich ins Gras. Die Scheinwerfer des Simca warfen ein grelles Licht auf sie, wie der suchende Strahl einer Taschenlampe. Bruno hörte den Verkehr in der Ferne, die Motoren quietschender Lastwagen, die an einer Kreuzung abbogen und nie auftauchten, hier fuhren keine Autos, und er fühlte sich verlassen in einer toten, durch den Unfall verwaisten Welt. Wieder hob er das Mädchen auf, legte es auf die Rückbank und sagte ihr tröstende Worte, wie er sie seinen Töchtern gesagt hätte, aber dieses verletzte Kind liebte er nicht, er hatte Angst vor ihm und wollte es schnell anderen übergeben. Er fuhr langsam und sprach mit ihr, um sich selbst zu beruhigen, das Krankenhaus sei nicht weit, sie seien gleich da, das wiederholte er, gleich sind wir im Krankenhaus ...

Als er vor der Notaufnahme anhielt, sah er, dass sie eingeschlafen war. Voller Panik rannte er zum Empfang,